

EDITORIAL

Sozialgeschichtlich nimmt die Familie in Europa ihren Weg von einer größeren Hausgemeinschaft von Verwandten mehrerer Generationen und Gesinde, die sich um ein einziges Ehepaar gruppieren, über eine Konzentration auf die «Kernfamilie» in der Mitte des 20. Jahrhunderts hin zu der breit ausdifferenzierten Variation von familiären (Neu-) Konstellationen, die wir heute beobachten. Die als «traditionell» empfundene Rollenverteilung des berufstätigen *pater familias* und seiner Ehefrau, die sich voll um Haushalt und Kinder kümmern kann, ist dabei jünger als ihr Ruf: Für den Großteil der Bevölkerung wird sie in der Wirtschaftswunderzeit überhaupt erst möglich und erstrebenswert – in der Zeit also, die auch das bis heute als Ideal verbreitete Familienbild aus einem Ehepaar und seinen leiblichen Kindern prägte und reell verwirklichte.

Viele Eltern der Gegenwart sehen in dieser Rollenverteilung angesichts vergleichbarer beruflicher Chancen für Männer und Frauen allerdings für denjenigen, der den häuslichen Part übernimmt, nicht in erster Linie die Freisetzung (für die Familie), sondern den Verzicht (auf den Beruf). Die meisten Frauen sind heute vor der Geburt ihres ersten Kindes wirtschaftlich unabhängig und in dieser Position nicht unzufrieden. Not und Notwendigkeit der einvernehmlichen Abstimmung zwischen Eltern potenzieren sich. Heutige Eltern suchen daher neue Wege, um Familienleben und Erwerbsarbeit zu vereinbaren und die Partnerbeziehung zu gestalten. Sie sind aber auch neuen Zwängen und Unsicherheitsfaktoren unterworfen. Die erforderte Flexibilität und die Unsicherheit der Berufswelt stellen den ehelichen und familiären Zusammenhalt vor erhebliche Herausforderungen. Nicht immer reicht ein Einkommen, um das Auskommen einer Familie, zumal mit mehreren Kindern, zu sichern. Die zunehmende Auflösung der elterlichen Bindung, in deren Folge viele Väter oder Mütter ihre Kinder allein oder in neu zusammengesetzten Konstellationen erziehen und versorgen, trägt ein Übriges zur emotionalen und wirtschaftlichen Destabilisierung der Familie bei. Ehe und Elternschaft werden zu kalkulierten Größen in einem bestimmten Zeitfenster der Biographie. Selbst die Errungenschaft des 20. Jahrhunderts, dass Mädchen und Jungen ihre Kindheit und Jugend mit schulischer Bildung und Spiel in der Herkunftsfamilie verbringen können, ist gebrochen, da das Zusammenleben von Eltern und Kindern in einem Haushalt eben keine Selbstverständlichkeit (mehr) ist – wenn auch aus ganz anderen Gründen als etwa zur Zeit der Industrialisierung. Die «heile Welt» der Familie, die unabhängig von der gewählten Aufgabenverteilung für jedes ihrer Mitglieder ein Schutzraum sein sollte, scheint Vergangenheit oder Ausnahmeerscheinung zu sein. Darüber vermögen auch politische Begriffsumdeutungen nicht hinwegzutäuschen, wonach Familie bereits dort gegeben sei, wo Kinder sind bzw. wo ein auf wechselseitige Verantwortung gegründetes Netzwerk aus Erwachsenen und Kindern gleich welcher verwandtschaftlicher Beziehung besteht.

Doch bereits das Postkartenidyll der glücklichen Familie aus Wirtschaftswunderzeiten war gebrochen, wie die Such- und v.a. die Protestbewegungen der Folgezeit

um das, was ein erfülltes und verantwortungsvolles Leben, was Familie, Mann- und Frausein, Vater- und Mutterschaft bedeuten könne, zeigen. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts ist nicht nur die Geschichte einer beispiellosen Entwicklung der Selbständigkeit und Bildung von Frauen in Beruf und Politik. Sie ist auch die Geschichte einer grundlegenden Irritation des Vaterbildes, womöglich seines partiellen Verlustes. Ein Interview aus dem Jahr 2001 (*Zeitzeichen*) zum Thema Väter resümiert einigermaßen erstaunt: «Der Vater gehörte im vergangenen Jahrhundert zu den am meisten kritisierten Figuren. Trotzdem werden immer noch Männer aus freien Stücken Väter.»

Gegen ein Vaterbild, das über Jahrhunderte mit Führung, Autorität, Urteils- und Strafkompetenz konnotiert und über den familiären Kontext hinaus auf religiöse und politische Konstellationen bezogen werden konnte, richteten Religionskritik und Psychoanalyse, Pädagogik und Soziologie grundstürzende, geradezu vernichtende Anklagen. Das faschistische Regime trug ein Übriges zu seiner Erschütterung bei, indem es harte, brutale Männlichkeit zum Ideal erhob, um dann ungezählte Väter entweder in den Tod zu geben oder als «entthronte, hilflos gewordene Despot[en]» (*Christoph Meckel, Suchbild. Über meinen Vater; vgl. IkaZ 28, 1999, 167ff*) in die Nachkriegszeit zu entlassen. Weder ihnen noch ihren Söhnen war ein heilvolles, ausgewogenes Gegenbild mit auf den Weg gegeben. Eine verbreitete Vater-Erfahrung dieser Zeit: der verlorene Vater – zerbrochen, schuldig, schweigend, fremd, abwesend (gefallen). Die folgenden Dezennien reagierten, indem sie Vaterschaft und Autorität grundsätzlich voneinander lösten und nicht nur den «neuen Mann», sondern auch den «neuen Vater» propagierten: Aus dem – pauschal gesagt – verehrten und gefürchteten Patriarchen, dessen berufliche Situation und Selbstbild das Leben von Frau und Kindern dominierten, sollte – ebenso pauschal gesagt – der Partner, der beste Freund, womöglich das *alter ego* werden. Lebensbereiche und Identifikationsmuster von Vätern und Müttern, sogar von Eltern und Kindern sind heute ähnlicher, durchlässiger denn je, was den Druck, der auf den Familien lastet, beileibe nicht mindert. Die Verunsicherung vieler heutiger Väter hinsichtlich ihrer alten oder neuen Rolle scheint groß zu sein, sofern sie mit der gegenwärtig überbordenden Produktion an Beratungsliteratur korreliert werden darf. Eine Gesellschaft auf der Suche nach dem verlorenen Vater?

Doch – und dies sollte nicht vergessen werden – auch die Verunsicherung einer erschreckenden Zahl von Kindern ist groß, deren Vaterbild heute allzu früh von Trennungserfahrungen geprägt ist. Es ist etwas anderes, ob ein Vater verloren ist, weil er gefallen oder innerlich zerbrochen ist, oder ob er verloren ist, weil seine Präsenz in der Familie nicht möglich, nicht erwünscht, auf zugeteilte Ausnahmeszeiten beschränkt oder durch einen neuen Partner der Mutter ersetzt ist.

Die Vater- oder Mutterrolle ist, so sehr sie individuell angeeignet werden muss, mehr als eine bloße Rolle. Vater- und Mutterschaft wachsen ihren Trägern mit der Zeugung und Geburt ihres Kindes zu. Sie bleiben aufeinander verwiesene Aufgaben, die nur künstlich voneinander zu trennen und nicht aufeinander zu reduzieren sind. Sie empfangen sich vom anderen – dem anderen Elternteil, dem Kind. Die vaterlose Gesellschaft, so reell sie bereits sein mag, bleibt ein Kunstprodukt (*Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Hans-Bernhard Wuermeling*). Aus der besonderen Form der Adoptiv-Elternschaft eine grundsätzliche Marginalität der leiblichen Dimension von Familie

zu folgern hieße, die Ausnahme zur Regel zu machen und die objektive Notsituation eines elternlosen Kindes zu banalisieren. Die höchst achtenswerte Annahme eines Kindes «an Kindes statt» stellt die Eltern vor die Herausforderung, ihre Elternschaft anzunehmen und auszufüllen, *obwohl* das leibliche Band fehlt. Dabei «hat» niemand ein Kind oder Eltern – und wenn es so wäre, zeigte dies eine gewaltsam erlittene oder getätigte Verkürzung des Seins auf bloße Tatsächlichkeit. Haben allein begründet keine Identität. «Der *nur* Habende *ist* nicht das, was er hat» (*Ferdinand Ulrich, Gabe und Vergebung, Einsiedeln 2006, 165*). Vielmehr empfängt er sich (eines Tages) als Vater oder Mutter oder (ab initio) als Sohn oder Tochter, weil ihm Kind oder Eltern *gegeben* sind. Die fundamentale Verdanktheit der menschlichen Existenz findet ihre phänomenologische Evidenz in der Gegebenheit, dass ein jeder das Kind seines Vaters und seiner Mutter ist. Unübersehbar zeigt sich hier die trianguläre Grundstruktur unseres Lebens: Jeder Mensch ist Person im Spannungs- und Generationengefüge der Geschlechter. Von hier aus wäre die Suche nach dem verlorenen Vater zu betreiben.

Nicht von ungefähr ist die (konfliktuöse) Beziehung zwischen Vater und Sohn (Kind) auch in der Literatur von der Antike bis in die Moderne, von Ödipus über Hamlet bis zu Don Karlos, von Hermann Hesse über Klaus Mann bis zu Philipp Roth ein zentraler Topos. Diese Literatur lebt von einem pointierten, prägnanten Vaterbild, von einer dominanten, kantigen, oftmals verletzend-harten Vaterfigur, von der sich abzugrenzen überlebenswichtig ist. Häufig entstehen entsprechende Rekonstruktionen, Erzählungen und Dramen aus der Perspektive oder Feder des erwachsenen Sohnes. Eines der bekanntesten und erschütterndsten Beispiele ist Franz Kafkas *Brief an den Vater* (1919) – eine Anklage durch den Sohn, eine Rechtfertigung seiner selbst, die er nur der Welt, nicht aber dem (Über-) Vater vortragen konnte, den er floh (*Goran Subotic*). – Zeitgenössische Literatur gibt bisweilen allerdings auch der umgekehrten Perspektive Raum. Dies zeigt etwa Pascal Mercier alias Peter Bieri, der in seinem jüngsten Roman *Lea* (2007) im Grunde eine Gegenrechtfertigung dokumentiert: die eines verzweifelten Vaters, der seine Liebe zur Tochter gegenüber der Anklage von Dritten zu bekunden sucht, sie in den Selbstverlust und schließlich in den Tod getrieben zu haben. Von einer Anklage der Tochter, der Vater habe sie in ihren Lebensmöglichkeiten beschnitten, ist bemerkenswerter Weise nicht die Rede. Dem Leser bleibt die Einsicht in ein schicksalhafteres Gewebe – eine Einsicht allerdings, die (stellvertretend) darum bittet, angesichts der unübersehbaren Tragik auf eine Anklage des Vaters zu *verzichten*. – Welche Literatur wird eine Zeit schreiben, der nicht nur das Ringen *mit* dem Vater, nicht nur die Suche nach seiner Nähe, sondern das Gegenüber des Vaters selbst abhandeln kommt, weil er – warum auch immer – nicht präsent oder nicht als Vater erkennbar ist?

Die Verunsicherung gegenüber der Vaterfigur schlägt sich als einer von vielen Faktoren schließlich in einer kritischen Haltung gegenüber der christlichen Vorstellung Gottes als des Vaters nieder. Die Suche nach dem verlorenen Vater richtet sich in diesem Heft darum nicht nur auf gesellschaftliche und literarische Konstellationen. Erinnerung soll auch an den Fundus, aus dem das Christentum von seiner Erfahrung Gottes *als des Vaters* schöpfen kann – ein Fundus, der den Blick vom Religiösen ausgehend schließlich wieder auf das Anthropologische wendet, das sich von jenem anregen und formen lassen darf.

Die Beobachtung, dass für die Ausbildung des eigenen Gottesbildes auch die frühkindliche Beziehung zu Vater und Mutter eine wichtige Rolle spielt, ist kaum mehr umstritten; gleichwohl ist ebenso klar, dass ein reifes Gottesverhältnis den Horizont dieses Stadiums transzendiert, korrigiert und bereichert hat. Trefflich streiten lässt sich allerdings darüber, was ein solches reifes Gottesverhältnis bedeutet. Ist die Vater-Anrede Gottes im Christentum eine bloß kulturell bedingte, anthropomorphe, womöglich patriarchal verengte, kindlich gebliebene Besonderheit des abendländischen Gottesbildes, das auf ein abstrakt-unpersönliches göttliches Neutrum hin zu überschreiten wäre? Diese These, die immer wieder von religionspolitisch engagierten, sich aufgeklärt wählenden Zeitgenossen vertreten und als Beitrag zum Weltfrieden formuliert wird, berührt nun den Kern des christlichen Gottesbildes, vollzieht sich doch jedes christliche Gebet im Namen dessen, der sich *als Vater* Jesu Christi geoffenbart hat. Aus dieser Selbstgabe des himmlischen Vaters konnte das Christentum überhaupt erst geboren werden. Den göttlichen Vater zu verlieren oder ihn auf ein Abstraktum zu reduzieren, käme einem Identitätsverlust gleich.

So sehr daher das Ringen darum, Gottes Vaterschaft zu verstehen, an unsere zwischenmenschlichen Erfahrungen von Vaterschaft anschließt und hier seine erste Prägung, aber auch seine Krisen und Brüche erfährt – die Kunde davon, dass Gott Vater ist und als Vater angesprochen werden darf, verdankt sich wesentlich der Offenbarung des Sohnes. «Niemand hat den Vater gesehen außer dem, der von Gott ist; nur er hat den Vater gesehen» (Joh 6,46) – und er hat Kunde gebracht (Joh 1,18). In Gleichnissen, deren bekanntestes das des barmherzigen Vaters ist (Lk 15,11-32), zeigt Jesus, was Vaterschaft bedeutet: Erbarmen und Vergebung, Treue und Güte, Fürsorge, Führung und Autorität (*Christian Münch*). Er, dessen Personsein die Sohnschaft *ist*, lehrt, Gott «Vater» zu nennen, und ermöglicht den Seinen die Teilhabe an seiner Sohnschaft. Die pointierte johanneische Unterscheidung «*mein* Vater und *euer* Vater» (Joh 20,17), die die Einzigkeit des Sohnes vom Vater hervorhebt, benennt zugleich das Privileg der Getauften, im Heiligen Geist zu Schwestern und Brüdern des Sohnes, zu Töchtern und Söhnen des himmlischen Vaters adoptiert worden zu sein: «*mein* Vater *und* *euer* Vater». Der im Sohn erschlossene Vater ist ansprechbar, denn «wir haben den Geist empfangen, der uns zu Kindern Gottes macht. Darum wagen wir zu beten» – in den Worten Jesu: «Vater unser» (*Julia Knop*). Der göttliche Vater ist der wahre Vater – der Vater, der die Lebensmöglichkeiten seiner Geschöpfe nicht beschränkt, sondern sie in die eigene Freiheit entlässt, darin behütet und führt. An ihr darf menschliche Vaterschaft Maß nehmen; an ihr muss geistliche Vaterschaft Maß nehmen (*Martin Werlen OSB*).

Doch das Antlitz des Vaters bleibt unfassbar, wie Reinhold Schneider wenige Monate vor seinem Tod notiert (*Winter in Wien, Freiburg 1958*). Das Gebet zum Vater, dessen «Antlitz sich ganz verdunkelt hat» (93), muss bisweilen sogar «über den Glauben hinaus» gehen: «gegen den Glauben, gegen den Unglauben, ... wider sich selbst und wider eigenes Wissen» (166). «Zu beten nur noch aus Not um die Welt: das ist bereits die letzte Form der Frömmigkeit» (126) – noch dann, wenn die Gewissheit der Kindschaft nicht mehr gegeben ist, wenn der Vater als fern, schweigend erfahren wird. Auch diese Erfahrung des göttlichen Vaters jedoch kann Teilhabe an der Erfahrung des Sohnes sein (*Michael Schneider SJ*).

Julia Knop